

*Über die Autorin:*

Lilly Lindner wurde 1985 in Berlin geboren. Bereits mit fünfzehn begann sie autobiografische Texte und Romane zu schreiben. In *Splitterfasernackt* (2011) verarbeitete sie ihre eigene Geschichte – das Buch stand monatelang auf der *Spiegel*-Bestsellerliste und wurde von der Presse gefeiert. Zuletzt erschienen von ihr die Romane *Bevor ich falle* (2012) und *Da vorne wartet die Zeit* (2013).

LILLY LINDNER

**WINTER  
WASSER  
TIEF**

DROEMER\*



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe Januar 2015  
Knaur Taschenbuch  
© 2015 Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur  
GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Umschlaggestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Silke Weinsheimer  
Illustrationen innen: Lisa Wöhling  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-30423-5

5 7 8 6 4

*unrape me*



Vielleicht stehst du da und fragst mich,  
    wo ich gewesen sei,  
vielleicht beißt du dir auf die Lippe,  
    bis du mein Blut schmeckst.  
Vielleicht weinst du zum Abschied,  
vielleicht lachst du dem Ende entgegen.  
    Vielleicht läufst du davon,  
vor meinen weißen Gebeinen,  
    vielleicht stolperst du,  
über mein nacktes Gesicht.  
    Vielleicht ist all das.  
    Die Wahrheit.

Und die Zeit dazwischen  
ist eigentlich gar nicht hier.



# Prolog

Am Abend vor Chase' erstem Tag in der Schule saßen wir gemeinsam auf seinem bunten Spielteppich und taten so, als wäre alles wie immer. Ich schob Eisenbahnwaggons durch die Gegend, und Chase belud sie mit einem Gabelstapler. Dann schob ich sie in eine andere Gegend, und Chase entlud sie mit einem anderen Gabelstapler. Es war eines der besten Spiele, die ich kannte, weil Chase' Spielzimmer so groß war, dass es ziemlich viele Stationen gab, und außerdem hatte er mehr Waggons, als ich zählen konnte. Und obwohl ich erst drei Jahre alt war, konnte ich schon ziemlich gut zählen, was wohl hauptsächlich daran lag, dass Chase seit meinem ersten Tag im Kindergarten mein bester Freund war und ich dementsprechend möglichst schnell laufen, sprechen und denken lernen musste, um wenigstens halbwegs mit ihm mithalten zu können.

Nachdem wir unsere vierte Verladestation erreicht hatten, ging die Tür auf, und Chase' Mutter kam mit zwei Tassen heißem Marshmallow-Kakao zu uns herein. Sie strich mir über mein Haar, wie sie es so oft tat, weil sie das bei Chase nicht mehr machen durfte, seit er vier war, und warf anschließend einen stolzen Blick auf den blauen Schulrucksack, der neben dem Bett bereitstand. Chase wollte keinen Schulranzen wie die anderen Erstklässler tragen, er hatte ganz entsetzt geguckt, als seine Mutter ihn danach gefragt hatte.

»Ich brauche keinen Plastikkasten mit Trennfächern, um Ordnung zu halten. Mir reicht ein Ruck-



sack!«, hatte Chase sich beschwert, obwohl seine Mutter ihm vorgeschlagen hatte, den schönsten und größten von allen zu kaufen.

Und nun hatte er also einen blauen Rucksack und eine blaue Federmappe und einen blauen Radiergummi und war damit ziemlich zufrieden, wobei ihm die Farbe eigentlich egal war, weil er alle Farben mochte.

»Freust du dich schon auf morgen?«, hat Chase' Mutter aufgeregt gefragt, während sie uns die dampfenden Becher und einen kleinen Teller voll mit Keksen auf dem Fußboden zurechtstellte.

»Ja, ja«, hat Chase beiläufig geantwortet und zwei Container von einem der Waggons geladen. »Aber ich glaube nicht, dass es ein guter Ort für mich sein wird.«

»Jeder Ort, an dem du bist, ist ein guter Ort«, hat Chase' Mutter daraufhin lächelnd erwidert und ihm einen Kuss auf die Wange gegeben. »Ich wecke dich morgen früh mit Blaubeerpfannkuchen, du wirst sehen, mein Schatz, es wird ein wunderschöner Tag.«

»Ich weiß«, hat Chase gesagt und sich ihren Kuss mit dem Handrücken weggewischt, so wie er es immer tat. »Meine Tage sind meistens schön, nur manchmal etwas langweilig. Und du brauchst mich morgen übrigens nicht zur Schule zu bringen, ich finde den Weg alleine.«

»Aber Chase, alle Eltern bringen ihre Kinder am ersten Tag in die Schule«, hat seine Mutter erschrocken erwidert.

»Du warst doch heute bei der Einschulung – das war der erste Tag«, hat Chase daraufhin entgegnet. »Morgen ist nur ein anderer erster Tag, und du wirst nicht bei allen ersten Tagen in meinem Leben dabei sein können. Außerdem weiß ich, wie man über die

Straße geht, ohne dabei überfahren zu werden, das hast du mir beigebracht, weißt du noch? Wir wohnen drei Blocks von der Schule entfernt. Ich gehe nicht verloren.«

Da hat Chase' Mutter geseufzt und sich eine Haarsträhne aus ihrem hübschen Gesicht gestrichen.

»Du wirst so schnell erwachsen«, hat sie schließlich mehr zu sich selbst als zu Chase gesagt.

Dann hat sie uns noch eine Weile dabei zugesehen, wie wir die Eisenbahn von einer Gegend in die andere schoben und zwischendurch Marshmallows aus unseren heißen Kakaos angelten.

Sie hat gelächelt.

Gedankenversunken, aber nicht allzu tief.

Ja. Damals dachte ich, sie wäre glücklich, weil Chase einer der klügsten Jungen auf der Welt war und sich schon mit sechs Jahren ganz alleine Geschichten vorlesen konnte und niemanden brauchte, der ihn ins Bett brachte. Aber jetzt, im Rückblick, finde ich, dass sie traurig ausgesehen hat an diesem Abend, als ob sie weinen wollte. Und ich denke, vielleicht ist das so, wenn man dabei zusehen muss, wie ein Gehirn zu schnell für eine kleine Seele heranwächst.

Denn es ist schön, Intelligenz zu besitzen.

Aber es ist schwer, sie zu verwalten.

Und heute, über zwanzig Jahre später, an diesem Tag, an dem ich bei Chase im Wohnzimmer stehe und mich umsehe, zwischen all den lautlosen Splittern, frage ich mich, wie es wohl hätte sein können, wenn alles anders gewesen wäre. Wenn ich mit sechs Jahren nicht von meinem Nachbarn vergewaltigt worden wäre und mit siebzehn nicht von all diesen fremden Män-

nern entführt, wenn ich nicht losgerannt wäre, um im Bordell abzutauchen und unter Wasser wieder auf.

Aber was bringt es, zu zweifeln, an einer Geschichte, die längst durch die Zeit bestätigt worden ist? Was bringt es, die Schnitte auf seinem Arm zu zählen, wenn man immer noch Rasierklingen zu Hause hat? Und dort, auf dem Sofa neben Chase, ist ein Platz, der mir gehört. Ich lasse mich fallen, lehne meinen Kopf an seine Schulter und sage: »Du und ich, wir hatten in diesem Jahr schon zweiundachtzig Lesungen. Das ist mehr als doppelt so viel, wie ich wiege.«

»Ach, Lilly«, meint Chase und lässt das Drehbuch, in dem er gerade gelesen hat, auf den Couchtisch fallen. »Die Gegenwart sollte mehr wiegen als die Vergangenheit.«

Dann zieht er mich so dicht an sich heran, dass ich keine Luft mehr bekomme.

»Au«, sage ich. »Du zerdrückst meine Hüfte.«

Chase seufzt und verknotet mich irgendwie anders zwischen seinen viel zu großen Armen, die mir Angst machen, immer wieder, auch wenn er mir noch so oft erzählt, dass sie da seien, um mich zu beschützen. Aber so ist das mit Kondomen schließlich auch, bis sie reißen.

»Autsch«, sage ich.

»Was denn jetzt?!«, knurrt Chase.

»Meine Rippen tun weh«, erkläre ich und versuche mich freizu trampeln.

»Lilly, du trittst mich«, sagt Chase.

»Entschuldigung«, sage ich und trete weiter.

»Himmel!«, meint Chase. »Wenn du mich noch einmal trittst, habe ich Sex mit dir bis zum Morgen grauen.«

Da halte ich totenstill und die Luft an.

»Ach, mein Herz«, murmelt Chase und vergräbt seinen Kopf in meinem Nacken. »Wann wirst du endlich begreifen, dass diese Zeiten vorbei sind. Du bist frei. Dein Körper gehört dir. Du entscheidest, wann und wie und wo und wie lange.«

»Oder überhaupt nicht«, sage ich.

»Auch das«, bestätigt Chase, »ist ein Recht, das dir gehört.«

»Und was ist mit dir?«, will ich wissen.

»Ich kann warten«, meint Chase.

»Für immer?«, hake ich nach.

»Für im Meer«, murmelt Chase. »Das weißt du doch – all die Gezeiten, die Tiefen, die Wellen, die hungrigen Haie, die verteerten Robben, die Bohrinseln. Alles das. Und du.«

»Bist du dir sicher?«, will ich wissen.

»Herrgott, Lilly! Was meinst du, warum ich seit einem Jahr mit dir durch Deutschland toure, von einer Schule zur nächsten? Meinst du etwa, es macht mich glücklich, an diesen bildungsverseuchten Unheilstätten abzuhängen und Literatur zu verbreiten, unter linguistisch verkümmerten Xboxfreaks, die Kafka für eine moderne Art zu kiffen halten? Nein, verdammt! Ich stehe dort an deiner Seite, weil es keinen besseren Standpunkt gibt, den ich vertreten könnte. Und ja, ich liebe es, dich aufzufangen, wenn du von Tischen springst und fällst und stolperst. Denn ich weiß, was es bedeutet, dabei sein zu dürfen, wenn du dem Schweigen widersprichst.«

»Also bin ich dein Mädchen?«, frage ich.

»Du bist meine Frau«, erwidert Chase.

*Was ist Glück?  
Abzüglich Verstand.  
Immer noch Glück?  
Oder nichts weiter.  
Als belangloses Treiben.  
Davontreiben.  
Im Nachspiel.*

# Wortgewand

Im Spätsommer 2010 wollte ich sterben. Nicht wirklich, aber genug, um meinen vorläufig erreichten Lebensumfang in sinnvoll genutzte Zeitabschnitte umzurechnen. Es war erschreckend, wie wenig unterm Strich übrig bleibt, wenn man auf dem Strich gestanden hat.

Also habe ich meine Worte genommen und sie zusammengefügt, als wären sie ich. Als könnte ich mich auf diese Art wieder zusammenpuzzeln. Ich habe geschrieben und geschrieben, bis ich leerzeichenbesessen und buchstabenverwandt war.

Ich wusste: Worte sind zum Sätzemachen da.

Und wenn man keine Stimme hat.

Dann nimmt man eben Papier.

Anschließend lagen die Worte auf meinem zweifelhaften Untergrund. Ich wollte sie gerne wieder loswerden, aber ich wusste nicht, wie. Doch da ich wusste, dass ich sowieso nur noch ein paar Monate leben würde, dachte ich, es wäre klug, meine Geschichte irgendwem anzuvertrauen, damit ich mich nicht zu Tode schweigen muss.

Ich habe kurz darüber nachgegrübelt.

Und dann noch etwas länger.

Nach einer Woche ist mir schwindlig geworden, das lag wohl daran, dass ich Essen und Nachdenken nicht miteinander verbinden konnte. Jedenfalls bin ich umgekippt und auf meinem blutverschmierten Fußboden wieder aufgewacht.

Mein Kopf hat weh getan.

Er hat geknirscht wie ein kaputtes Triebwerk.

Aber auf einmal war alles gut, ich musste sogar lächeln, denn mir ist klargeworden, dass es dauert, bis ein Buch erscheint. Ungefähr ein Jahr.

Ein ganzes Jahr.

So viel Zeit.

Hatte ich ganz bestimmt nicht mehr.

Also würde ich sowieso nicht dabei sein müssen – im kreischenden Wortgeschehen, im hinterfragten Satzverlauf, im hässlichen Nachhall, im interpretierten Buchstabentakt.

Ich wäre auf und davon.

Gekommen.

Ja. So einfach sind todesnahe Gedankengänge. Sie machen keine großen Umwege und steuern direkt ins Ziel. Also habe ich aufgehört zu denken und die ersten achtzig Seiten meines Manuskripts an einen Literaturagenten geschickt.

Eine Woche später saß ich in seinem Büro und hätte einiges dafür gegeben, woanders zu sein. Eigentlich wollte ich aufspringen und wegrennen, aber gleichzeitig wollte ich auch nicht als tragische Ansammlung verschwendeter Hautfetzen enden.

Also bin ich geblieben.

Und habe gelächelt, als wäre alles okay.

Das mache ich schon mein ganzes Leben lang; ich kenne den Text der unzweifelhaften Glückseligkeit längst in- und auswendig. Und wer würde schon mein bezauberndes Lächeln hinterfragen?

Niemand.

Der nicht die richtige Antwort weiß.

Und der Wortagent wusste nur, dass ich Buchstaben auf Papier häufen kann, bis das Blatt voll ist. Außerdem hat er wahrscheinlich gehaut, dass ich mehr Schwachsinn angestellt habe, als in ein Buch passt. Aber er hat trotzdem nichts Unfreundliches zu mir gesagt.

Er war so diskret, dass ich unsicher geworden bin. Normalerweise musste ich mit allen Männern schlafen, die ich besucht habe, aber der Literaturagent wollte nur den Rest meines Manuskripts haben. Und weil in seinen Augen geschrieben stand, dass er an erster Stelle die Menschlichkeit vertritt und sich erst dann Gedanken über den dazugehörigen Papierkram des paragrafeninfizierten Marketing-Zeitalters macht, habe ich ihm meine Worte gegeben.

Damals wusste ich noch nicht, dass er derjenige sein wird, der mich einbindet.

In ein Buch.

Und in das Leben.

Anschließend bin ich wieder nach Hause gegangen und habe mich unter mein Bett gelegt. Ich hatte noch nie zuvor meine Geschichte aus den Händen gegeben, ich hatte noch nie ein Wort über meine Entführung verraten, und nun hatte ich schreckliche Angst davor, dass der Literaturagent anrufen würde, um zu sagen: »Es tut mir leid, aber eine derartige Aneinanderreihung gestörter Verhaltensweisen und sexuell bedenklicher Verfehlungen will kein Mensch lesen.«

Doch als ich zwei Tage später wieder in seinem Büro saß und versucht habe, mich hinter einem der roten Sofakissen zu verstecken, hat er mir nur ein paar Kürzungsvorschläge gemacht, weil mein Manu-



skript deutlich mehr Umfang hatte als ich, und dann hat er mir noch einen Haufen Kommata dazugeschenkt und mich wieder nach Hause gehen lassen. Ganz ohne mich zu vergewaltigen.

Ja. So etwas fällt mir jedes Mal auf.

Wenn ich die Räume eines Mannes betrete.

Und davonkomme.

Ohne Sex.

Ich habe meine neunhundert Seiten genommen und angefangen zu kürzen, ein paar Sätze zu verschieben, ein paar Absätze auszuweiten, die Lücken zu füllen und aus meinem zerhackten Leben und den schnell dahingeschriebenen Passagen ein richtiges Manuskript zu basteln. Fünf Tage später war ich fertig und der Agent geschockt.

Das hat er mir natürlich nicht verraten.

Wir kannten uns schließlich kaum.

Erst viel später hat er zu mir gesagt: »Weißt du, Lilly, manchmal bist du etwas zu schnell für dein verwirrtes Umfeld.«

»Warum?«, habe ich gefragt. »Bin ich ein nackter Wortsturm?«

»Eher ein sanftes Wortgewitter«, hat der Agent lächelnd erwidert.

Aber das war, nachdem wir Freunde geworden sind.

Zuerst waren wir nur eine Wortgemeinschaft.

Und so hat der Agent noch die letzten vergessenen Kommata eingefügt, dreieinhalb Männer aus meinem Leben gestrichen und mein Manuskript schließlich auf eine Sprachreise geschickt. Eine ziemlich kurze Reise, um genau zu sein, denn fünf Wochen nachdem ich zum ersten Mal bei meinem Agenten gewesen bin,

haben sich schon die ersten Verlagswesen ins Flugzeug gesetzt und wollten mich kennenlernen. Da wusste ich, dass man mit den richtigen Worten Menschen in die Luft befördern kann, auch wenn sie noch so bodenständig sind.

Aber dann kamen die Fragen.

Und die Fragen.

Und Ana.

Ana kam auch.

Die erste Frage, die mir gestellt wurde, war, wer denn mein Ghostwriter sei. Dabei war ich ganz offensichtlich das einzige leichenblasse Gespenst im Raum. Aber keiner konnte mich sehen, ich war nur ein Ausstellungsstück im Wortmuseum. Und sogar dort war ich fehl am Platz. Denn ich sah zu jung aus zum Schreiben, kein Mensch hätte mir einen Stift anvertraut in dem Glauben, dass ich etwas damit anfangen könnte, geschweige denn Literatur erschaffen. Richtige Schriftsteller sind erwachsen und strahlen Wortweisheit und Satzruhe aus. Ich hingegen sah mit vierundzwanzig immer noch aus wie sechzehn und wurde ständig gefragt, in welche Klasse ich gehe und ob Menschen aus meiner Generation überhaupt wüssten, wie ein Buch funktioniert.

Dabei braucht man es nur aufzuklappen.

Und abzuwarten, was passiert.

Das kriegt jeder hin.

Die zweite Frage, und ganz nebenbei bemerkt, die Lieblingsfrage aller Verleger, Wortvertreter und Preswesen, lautete natürlich: »Warum hast du dieses Buch geschrieben?«

Dabei steht die Antwort in jedem noch so fiktiven

Buch. Man muss nur genau hingucken, dann findet man die flüsternden Worte, die beschriebenen Leerzeichen, die viel zu weiten Absätze. Keine Geschichte wird aus Versehen geschrieben. Aber Verleger sind auf den ersten Blick zielgruppenorientierte und satzgebundene Buchstabenbürokraten, die mehr als ein undefinierbares Wortspiel brauchen. Und während all diese Verlagswesen mich angestarrt haben, als wüssten sie nicht, dass ich unsichtbar bin, habe ich gesagt: »Ich wollte ausdrücken, wie es sich anfühlt, abseits von seinem Körper in fremden Vorgärten zu stehen und zu beobachten, wie die Zeit davonrennt. Ich wollte von Schönheit schreiben, von Glück, von der lautesten Stille, von der hässlichsten Berührung. Ich wollte meine sanftmütigen Gefühle direkt neben meine eiskalte Ausdruckslosigkeit stellen, und erzählen, von einem Schmerz, der so groß ist, dass man ihn sich in die Haut schneiden muss, um zu begreifen, wie real er ist. Ich wollte erklären, was es bedeutet, sich Ana zu nennen, obwohl man ganz genau weiß, dass Mager sucht kein passender Name für ein Dasein ist, eher für ein Wegsein. Ich wollte, dass jemand meine Worte liest und einen Moment lang verharret, in diesem Bild, das ich von mir gezeichnet habe, auch wenn ich mich nicht sehen kann.«

Dann habe ich gar nichts mehr gesagt und mich stattdessen gefragt.

Wie viel Liter Worte man braucht.

Für fließende Literatur.

Eine Woche später hat mir der erste Verlag ein Angebot für die Publizierung meines Buches gemacht, und ich hatte weitere Einladungen in die großen Litera-

turfabrikhäuser. Es war absurd, auf einmal wollten alle mein Leben lesen.

Auf einmal war ich ein Wortwesen.

Ich.

Das Satzgerippe.

Auf einmal haben alle gesagt: »Was für ein Text!« Dabei hätten sie auch das Offensichtlichere sagen können: »Mein Gott! Was hast du bloß für einen hirnlosen Mist gemacht? Wie konntest du dir das antun? Das Leben ist viel zu kurz, um vorher zu sterben.«

Aber keiner hat gebrüllt.

Und Sex wollte auch keiner.

Ich musste mit keinem Lektor, keinem Grafiker, keinem Programmleiter und keinem einzigen Verlagschef schlafen. Es war wie im Himmel. Beinahe hätte ich vergessen, dass Sex überhaupt existiert. Wenn da nicht mein dämliches Manuskript gewesen wäre.

Und obwohl ich mich gefreut habe, obwohl mir so langsam klargeworden ist, dass meine zerknickten Sätze demnächst zwischen zwei mehr oder weniger stabilen Buchdeckeln landen würden, habe ich panische Angst bekommen. Denn irgendwie war ich mir nicht ganz sicher, ob ich im Vergleich zu einem richtigen Schriftsteller überhaupt wusste, wie ein Wort aussieht.

Und wo der Unterschied liegt, zwischen mir und einem Fehler. Und einem noch größeren Fehler.

Das wusste ich auch nicht.